

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 122.

Mittwoch, 13. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

15

Am anderen Morgen goß es immer noch vom Himmel, was die Wolken hergeben wollten. Das Turnier wurde sicher verschoben. Aber als Stefan auf dem Wege zum Klubhaus war, wo er Rabinowitsch zu treffen hoffte, begegnete ihm Mr. Showier, der Turnierleiter.

„Wir werden heute nachmittag spielen können“, sagte er. „Der Himmel klärt sich auf.“

„Davon habe ich noch nichts gemerkt“, meinte Stefan und schüttelte das Wasser von seinem Hut.

„In wenigen Stunden wird es soweit sein, passen Sie auf. Wir müssen ja auch zum Ende kommen, einige Spieler reisen heute abend schon nach Homburg ab.“

In Homburg vor der Höhe begann Ende der Woche das große Internationale Turnier, zu dem sich auch Stefan und Bill gemeldet hatten. Daß er am Nachmittage spielen sollte, war Stefan gar nicht recht, denn er hatte am Morgen eine Entdeckung gemacht, die ihm den letzten Rest seiner Nerven geraubt hatte und über die er mit Rabinowitsch sprechen wollte.

Er fand den Polen im Klub, wo jener gerade mit René verhandelte, jenem Kellner, der das silberne Tablett mit den aufgerissenen Kuverts auf ein kleines Wandtischchen gestellt hatte. Doch aus René war nicht viel herauszuholen. In dem allgemeinen Trubel hatte er nicht besonders auf solche Kleinigkeiten geachtet — denn es war ja am Ende für ihn egal, wer das Tablett mit in die Küche nahm oder die Kuverts in irgendeinen Papierkorb warf.

„Zum Verzweifeln ist das“, sagte der Anwalt und gab Stefan die Hand. „Ich wünschte, ich hätte nie dieses undankbare Amt übernommen, und bedauere, daß man nicht die Polizei in Anspruch nehmen kann.“

„Man wird bald nicht mehr drum herumkommen, Herr Doktor“, sagte Stefan.

„Sagen Sie das nicht! Wir müssen jeden Skandal vermeiden, das wissen Sie doch.“

„Natürlich, nur wissen Sie nicht alles, was ich weiß.“

„Sie haben eine Spur? Schießen Sie los!“

„Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen mitteile, daß man mich heute nacht bestohlen hat?“, fragte Stefan.

„Ich würde zuerst fragen, was man Ihnen entwendet hat.“

„Als ich heute morgen aufstand, mußte ich feststellen, daß jener Bon, den mir Tarafi gestern abend ausstellte, verschwunden ist.“

„Sie werden ihn verlegt haben.“

„Ausgeschlossen. Ich hatte ihn in meine Brieftasche gesteckt.“

„Sehen Sie, wie man sich irren kann?! Ich erinnere mich, daß Mr. Edding Sie um den Bon bat, als wir Tarafis Haus gerade verlassen hatten.“

„Daran habe ich allerdings nicht mehr gedacht. Aber ich weiß jetzt genau, daß ich den Bon dann in meine Manteltasche steckte.“

„Ganz offen?“

„Ja.“

„Sehr unvorsichtig.“

„Warum? Wer sollte an meinen Mantel kommen und etwas herausnehmen?“

„Wir waren noch in einem Lokal, und dort haben Sie Ihren Mantel an der Garderobe abgegeben.“

„In Garderoben wird nichts gestohlen“, behauptete Stefan, ohne selbst daran zu glauben.

„Ich will natürlich nichts gegen die Garderobefrau sagen“, meinte Rabinowitsch, „aber möglich wäre doch, daß jemand anders...“

„Wer denn?“

Der Pole zuckte die Achseln und schlug vor, zu Tarafi zu fahren. Das einfachste sei, der Jnder stelle ihm gegen die Erklärung, von dem Bon, falls er sich wieder vorfinde, keinen Gebrauch zu machen, einen Scheck aus, womit die Angelegenheit sich erledige.

„Das ist ein gescheiter Gedanke“, sagte Stefan.

Tarafi ließ nicht lange auf sich warten, er empfing die Herren sofort, die sich entschuldigten, daß sie zu so früher Stunde bereits störten. Aber der Jnder winkte nur mit der Hand, als wolle er solche Argumente fortweisen. Er trug die Kleidung seiner Heimat und machte in dem anliegenden, stark auf die Taille gearbeiteten, reichgeschmückten Rock und den engen Hosen aus Goldbrokat, welche unten die in den Schnabelschuhen steckenden Füße frei ließen, einen viel größeren und würdigeren Eindruck als in europäischer Kleidung, die ihn etwas dandyhaft erscheinen ließ.

„Wir kommen“, begann Rabinowitsch, nachdem alle drei Platz genommen hatten, „in einer merkwürdigen Angelegenheit. Der Bon über 40 000 Franken, den Sie gestern Herrn Domscheid ausstellten...“

„Befindet sich in meinen Händen“, vollendete der Jnder. „Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß der Scheck keine Deckung besaß?“

Sein Lächeln war nicht zu deuten. Rabinowitsch hielt es für Ironie, Stefan für Hohn.

„Welcher Scheck?“, sagte er.

„Den ich heute morgen Ihrem jungen Mann gegen meinen Bon eingetauscht habe.“

„Ich habe keinen jungen Mann hergeschickt, ich habe nur beim Aufstehen festgestellt, daß Ihre Bisttentarte aus meinem Mantel verschwunden war.“

„Kein Grund, sich zu ereifern“, beruhigte der Anwalt. „Mr. Domscheid ist begreiflicherweise erregt. Der Bon ist verschwunden. Verloren kann er ihn nicht haben, also ist er gestohlen worden.“

Schweigend stand Tarafi auf und ging an seinen Schreibtisch, wo das Telephon stand. Er verlangte die Nummer der Bank und sprach mit dem Kassierer einige Worte, dann hingte er wieder an; öffnete eine Schublade und entnahm ihr die Karte, die er am vergangenen Abend Domscheid ausgestellt hatte.

„Ist das der Bon?“, fragte er.

„Ja, das ist er. Die Ecke links oben war etwas eingebogen, ich entsinne mich genau.“

„Diese Karte brachte heute morgen, kurz vor neun Uhr, ein junger Mann in Ihrem Auftrag. Er sagte ausdrücklich, daß er von Ihnen geschickt sei. Ich wunderte mich natürlich, daß Sie mir die Karte so früh präsentierten, denn nach den Spielregeln habe ich 24

Stunden Zeit, meine Schulden zu begleichen. Aber ich sagte nichts, sondern schrieb sofort einen Scheck, den ich dem Boten übergab, und der, wie ich eben vom Kassierer meiner Bank höre, kurz nach 9 Uhr präsentiert und eingelöst worden ist."

"Wie sah der junge Mann aus?", erkundigte sich Rabinowitsch.

"Wie junge Leute hierzulande aussehen", sagte der Jnder. "Also ein Eingeborener?"

"Jawohl. Ich habe ihn nie vorher gesehen, doch das hatten Sie wohl angenommen. Mir ist die ganze Sache ungemein peinlich, aber was kann ich tun? Geben Sie mir irgendeinen Rat. Vielleicht können Sie, Mr. Domscheid, einmal nachprüfen, ob nicht doch die Möglichkeit besteht, daß Sie den Bon unterwegs verloren haben. Andernfalls, ich meine, wenn er gestohlen wurde, muß selbstredend etwas unternommen werden."

"Polizei?"

Tarafi nickte.

"Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben. Sollten Sie sich nicht dazu entschließen können, dann müßte ich Meldung erstatten. Obwohl ich nicht direkt geschädigt bin, so schadet die Sache doch meinem Ruf. Denn darüber, meine Herren, wollen wir uns doch klar sein: einen Verdacht haben Sie alle gegen mich, sei es wegen der vertauschten Pokerkarten, sei es wegen der abhanden gekommenen Perle, sei es wegen des verloren gegangenen Bons. Und diesen Verdacht lasse ich nicht auf mir sitzen."

Seine Worte wurden zwar ruhig, aber doch so kalt und energisch vorgebracht, daß die Beteuerungen der beiden Herren, kein Mensch könne etwas Böses von ihm denken, recht matt wirkten.

"Das ist in der Tat die verrückteste Situation, in der ich mich je befunden habe", meinte der dicke Rechtsanwalt, als sie des Jnders Haus verlassen hatten.

"Sie haben gut lachen."

"Ich lache doch nicht, ich möchte weinen. Weinen über unsere Dummheit, daß wir nicht ahnen, wer uns diese Streiche spielt."

"Sie glauben, daß es sich stets um dieselbe Person handelt?"

"Wer weiß? Nicht mal das weiß man. Übrigens, die 40 000 Franken werden Sie doch verschmerzen können?"

"Wer spricht hier von Geld, wo es sich um unser aller Ehre handelt? Ich spiele doch nicht, um Geld zu verdienen."

"Der Jnder hat nicht so unrecht. Jeder hegt einen Verdacht gegen den andern und alle gegen ihn. Oder wollen Sie leugnen ...?" "Im Gegenteil!"

"Na sehen Sie. Und ich muß sagen: entweder ist das ein ganz raffinierter Halunke, oder er ist völlig unschuldig. Die von mir gestern Abend zu seinen Gunsten gesammelten Argumente fallen natürlich alle in sich zusammen."

"Daß Geld bei ihm doch eine Rolle spielt?"

"Oder, daß er geizig ist und ungern verliert."

"Die Gegengründe sind mir nicht ganz geläufig", sagte Stefan.

"Sehr einfach. Wer sagt Ihnen, daß die Karte, die er uns eben zeigte, die gleiche war, die er Ihnen gestern gab?"

"Ich sage Ihnen das, denn die Karte hatte oben eine eingebogene Ecke, und wissen Sie, wer diese Ecke aus Versehen umgebogen hat?", fragte Stefan. —

"Nein", sagte Rabinowitsch. — "Mr. Edding, als er gestern Abend die Karte betrachtete. Das aber konnte Tarafi nicht wissen." — "Schön", meinte Rabinowitsch,

wenn er die Karte stehlen ließ, dann war es ja noch leichter, sie Ihnen heute vorzuzeigen. Und einen jungen Mann zu mieten, der einen Scheck auf der Bank präsentiert, ist eine Kleinigkeit."

"Ich verstehe nur nicht, weshalb er gerade die Polizei benachrichtigen will?", sagte Stefan.

"Das einfachste Mittel, unbehelligt zu bleiben. Glauben Sie an Tarafis Schuld?"

Stefan sagte nichts. Er dachte nur daran, daß er den Jnder nicht leiden konnte, weil er sich leichtweg mit seiner Schwester erzürnt hatte.

"Sie sind besessen, Mister Domscheid, aber ich bin es nicht. Tarafi wollte Ihnen beweisen, daß ihm am Geld nichts liegt. Deshalb verlor er absichtlich an Sie 40 000 Franken. Wie konnte er wissen, daß es ihm gelingen werde, den Bon zu stehlen? Nein, mein Bester, da steckt ein anderer dahinter, verlassen Sie sich darauf!"

"Und die Perle?", fragte Stefan, der immer noch nicht überzeugt war.

"Das ist etwas anderes. Jnder lieben Schmuck, und niemand hatte bessere Gelegenheit, sie zu verwenden, als er. Ich werde mal in das Lokal gehen, wo wir gestern Abend waren. Möglicherweise kann ich etwas erfahren, das uns auf die Spur bringt."

Stefan dankte dem Polen, daß er sich so bemühen wolle, und fügte hinzu, er müsse am Nachmittag spielen, so daß er keine freie Zeit habe, im Augenblick sich um die Sache zu kümmern. (Fortsetzung folgt.)

Die Eiseheiligen.

Von Grete Migeod.

Er hatte immer seinen Aberglauben, der Bauer Jobst, und so stand er auch wieder einmal vor seiner Tür, um zum Himmel zu spähen. Stand da nicht eine graue Wolkenwand? Schoben sich da nicht dicke Ballen am Horizont hoch? Sollte es Maigewitter geben? Aber wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als er nachdachte, daß die Eiseheiligen sich am Horizont bemerkbar machen wollten. "Guch werde ich schon die Tüden austreiben!", und somit ging er in den Stall, um einen Wisch Stroh zu holen. Gerade als er mit seiner Last über den Hof wollte, kam sein Nachbar gegangen.

"Jobst", rief er ihm zu, "wohin mit dem Stroh? Nachst leht Streu?"

"Nein, nein, Nachbar, ich brauch es nur so!"

"Bist doch abergläubisch, Jobst; verlierst nur einen Dalm, gibst's keine gute Ernte; im Mai muß man kein Stroh tragen!"

"Sorg nur, daß deine Ernte gut wird", sagte in Ruhe Jobst, um zum Erstaunen seines Freundes das Strohbüdel auf den Gartenzaun zu legen, auch Bündel über Bündel nachzuholen, bis die ganze Westseite des Zaunes mit losem Stroh bedeckt war. Dann ging er an die äußerste Grenze seiner Besitzung. Auf dem Wege dorthin schnitt er am Grabenrain einige Weidenruten. Damit peitschte er die Luft, daß die schmalen Blätter nur so rauschend davonflogen; dann steckte er sie in kleinen Zwischenräumen in die Erde, drohte noch mit dem erhobenen Finger und sagte: "Paßt auf!" Langsam Schrittes ging er wieder zum Haus. Seht sich in die Stube und schrieb mit ungelinker Hand einen Brief an Servatius, den letzten der drei Eiseheiligen: "Nimm Dich in acht, vor der Tür steht ein Eimer mit kochendem Wasser! Bauer Jobst."

Es kam der 12. Mai. Die Wolkenwand stand in bedrohlicher Höhe und die ersten Vorboten eines nahen Unwetters melbten sich bereits. Mamertus legte scharfen Wind über die Felder, und aus den Hagelwolken perlten die kalten Körner wie harte Kieselsteine prasselnd auf die frische, grüne Natur. In Übermut hatte der Wind das lose Stroh über die blühenden Blumenbeete geweht, so schütend die zarten Blumen. Andern Tags, als Pantradius aus dem Westen mit Blitz und Donner angefahren kam, mußte er seine zerstörenden Blitze in die Weidenruten senden. Nun kam der gefürchtete Bruder, der Servatius, der gar zu oft durch klaren Frost die Natur vernichtete. Der Vollmond schien — weit überstrahlte er mit seinem blauen Licht die gequälte Natur. Servatius senkte sich auf "Null". Manah Blütenstern neigte sich seiner Macht und ein Sterben ging über die Spiken der Getreidehalme. Doch am Garten des Bauern Jobst mußte Servatius Halt machen. Er niekte erst ein paarmal kräftig, weil ihm der Dampf des heißen Wassers in die Nase stieg, dann nahm er den Weg ums Haus zum Nachbar, um sich da gründlich auszutoben.

Andern Tags harkte Jobst sein Stroh aus dem Garten. Alle seine geliebten Blumen standen in voller Frische. Mit einem dankbaren Blick zur Scheune sah er weit zu den Weidenruten hin — die verstanden ihn. Den Eimer holte er ins Haus, um lächelnd ihn zu streicheln. "Siehst, alter Eimer, nun haben wir sie alle drei genarrt. Kommt wieder in die Küche — und im nächsten Jahr sollen sie denselben Spah haben!"

Löwenjagd im Automobil.

Von Martin Johnson.

Aus dem demnächst bei F. A. Brodhaus, Leipzig von Martin Johnson erscheinenden Expeditionsbericht, beisteht „Das Löwenbuch“, veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Abschnitt.

Wir sprangen in den Wagen und fuhren los. Ungefähr 5 Kilometer vom Lager entfernt mußten wir warten, um eine galoppierende Herde von mehreren tausend Zebras vorüberzulassen. Sie wirbelten solch eine fürchterliche Staubwolke auf, daß wir nicht weiterzufahren wagten, ehe die Luft wieder etwas klarer geworden war. Wir wußten, daß wir sonst womöglich mit dem Wagen in einem Loch zu Schaden kommen oder gar einen Löwen überfahren würden.

Unsere Ahnung hatte uns diesmal wenigstens nicht betrogen. Als sich der Staub verzog, duckte sich vor uns einer der größten und schönsten Löwen, die ich je gesehen habe. Er also hatte die Herde in die Flucht gejagt. Das bezeugten der scharfe Seitenblick, den er auf uns warf, das Schlagen des Schwanzes und die gespannten Muskelnmassen, die sich deutlich unter der Haut abzeichneten. Wir brachten gar nicht die lange schattenhafte Gestalt zu sehen, die im Gras verborgen zu seinen Füßen lag, um zu wissen, daß er über einem sterbenden Zebra stand.

„Ehr-r-öff“ klang ein langes drohendes Knurren, das scharf abbrach.

„Schon gut, Alter“, antwortete Osa in dem Ton, den sie anwendet, wenn ich — daheim in New York — versuchte, ein gestärktes Hemd zuzutropfen.

Die einzige Antwort des Löwen war wildes Schlagen mit dem Schwanz und ein lautes Knurren als zuvor.

Er war so schön, daß ich einfach nicht anders konnte, als photographische und kinematographische Aufnahmen von ihm zu machen. Da er aber so schlechter Laune war, wagte ich nicht, die Kamera aufzuheben, ehe Osa nicht ihre Springfield-Büchse schußfertig gemacht hatte.

Ich nehme an, daß er uns für eine Familie von Rhinos oder ähnlichen Tieren hielt. Zweifellos zeigt ihm das Auto den schwarzen, wuchtigen Umriss eines gehörnten Vierfüßers, während wir zwei für ein paar Totos (junge Rhinocerosse) gelten mochten. Es war daher von ihm kein Zeichen der Feigheit, daß er sich zurückzog, als wir seine Drohungen nicht beachteten und vorgingen, um ihn zu photographieren. Ein weibliches Tier von der Größe unseres Wagens in Begleitung von zwei Jungen, die auf den Hinterbeinen standen und keine Angst hatten, stellte eine moralische Bedrohung dar, die mißzuachten kein vernünftiger Löwe sich leisten konnte.

Sobald wir sahen, daß unser Wild sich auf die Verteidigung beschränkte, sprangen wir in den Wagen und fuhren ihm nach, was allerdings einen ausgesprochenen Mangel an Selbstbeherrschung bedeutete. Noch war die Zeit der Löwenjagden nicht gekommen, denn eigentlich waren wir ja erst unterwegs, um einen Lagerplatz zu suchen. Die Wähne dieses Burschen war jedoch so dick und sein ganzer Körper so verlockend schön, daß wir uns gar nicht überlegten, ob sich die Verfolgung auch lohnte.

Osa steuerte den Wagen, und ich muß sagen, daß das der Stärke ihrer Arme ein gutes Zeugnis ausstellt. Es will etwas heißen, das Lenkrad zu halten, wenn man im 70-Kilometer-Tempo in der wildesten Gegend von Tanganika durch die Steppe rast. Tanganika wiederum ist eine der wildesten Gegenden von ganz Afrika. Regenzeit und Trockenzeiten in Jahrtausenden hatten das Antlitz der Erde unter unsern Rädern durchfurcht wie das Gesicht eines alten Mannes. Und wo die Natur nicht ganze Arbeit geleistet hatte, hatten die Ragetiere ihr Werk vollendet.

Der Löwe, der leichtlich zwischen Steinblöcken und Felsen dahintrabte, blickte sich einmal um — und stand vor Verwunderung still. Er muß uns wirklich für eine merkwürdige neue Sorte Rhino gehalten haben: ein Tier, das seine Jungen verschlang und sich dann mit wahnsinniger Geschwindigkeit und ohrenbetäubendem Lärm an die Verfolgung machte.

Im gleichen Augenblick umfuhr Osa geschickt einen Steinblock, aber leider nur mit dem Erfolg, daß der Wagen gleich darauf trachend in einem Loch festsaß, wobei wir beinahe durch die Windschutzscheibe geschleudert wurden. Aber selbst in diesem kritischen Augenblick verlor ich den Löwen vor uns nicht ganz aus dem Auge. Er hatte sich umgedreht und sah uns mit schiefem Kopf an.

„Donnerwetter, ja“, meinte ich ihm beinahe zu hören, „das Vieh ist vollkommen verrückt geworden.“

Als Osa und ich uns mit zerstoßenen Änien und Ellbogen mühselig aus dem Wagen herauswanden, blickte der Löwe hungrig auf sein Zebra zurück. Sicherlich überlegte er sich, ob er nicht lieber den großen, schwarzen, irrinnigen Verfolger ganz unbeachtet lassen sollte und trotz allem seine Mahlzeit halten. Der Umstand, daß das seltsame Tier erneut seine Jungen ausgespien hatte, ließ bei ihm den Argwohn überwiegen, und er trabte in Richtung auf die nächste Deckung davon. Was bedeutet schließlich ein Zebra für einen ausgewachsenen Löwen, wenn die ganze Gegend voll von ihnen war?

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß glücklicherweise weiter kein Schaden geschehen war: nur ein paar nagelneue Quittscher hatten sich eingestellt, die sich später als chronisch erwiesen. Etwas ernüchtert legten wir unsere Fahrt nach der Stelle fort, wo wir einen geeigneten Lagerplatz vermuteten. Unserm Selbstbewußtsein sollte jedoch sofort ein endgültiger und für diesmal entscheidender Dämpfer aufgeleckt werden.

Wir fuhren jetzt unter Reges wesentlich weniger „sonntagsfahrernäßig“ einher. Immerhin mochte der Wagen noch einem bodenden Pferd gleichen, das ab und zu Seitenwünge macht, „um die Sache interessant zu machen“, wie sich Osa hinterher ausdrückte. Allmählich bemerkten wir ein Rasteln und Krachen, das das lärmende Aufstoßen des Rahmens auf die Federn laut überlörnte.

Ich krieg aus, um nachzusehen. Ich sah im Geiste schon den hinteren Teil des Wagens abfallen oder ein paar Zylinder aus ihren Blöden stürzen. Ich hob die Haube. Als ich mich jedoch gerade über den Motor beugte, schrie mir Osa ins Ohr: „Paß auf, Martin!“

Da ich inzwischen überhaupt etwas nervös geworden war, fuhr ich herum in der Erwartung, einen Löwen im Sprung zu sehen, der auf meinem ungeschützten Rücken hätte landen sollen. Tatsächlich handelte es sich auch um Löwen, und zwar um zwei Stück. Sie waren aber noch nicht so weit, mich zu fressen, sondern beobachteten uns aus 15 Meter Entfernung durch das hohe Gras.

„Nach dich schußfertig, Osa“, rief ich hervor und ärgerte mich dabei über meine eigene Angstlichkeit. Auscheinend war sie aber in derselben Gemütsverfassung wie ich, denn sie hatte die Flinte schon über die Knie gelegt, als wir anhielten.

Die Löwen machten keine Miene, uns anzugreifen, und ich wollte auch nicht die Gefahr laufen, sie durch Versehenungsverfuge zu reizen. Sie schienen auf dem Wege zu einer Löwen-gesellschaft oder einer ähnlichen Veranstaltung zu sein und nur halt gemacht zu haben, um die Neuankommlinge zu betrachten. Sie schnauften und sahen irgendwie geniert aus wie zwei Leute, die sich im Sonntagsanzug auf dem Weg zu einer Hochzeit befanden.

Als eine kleine Zebraherde ein paar hundert Meter hinter den Löwen vorbeitrabte, hoffte ich, daß sie von uns abgelenkt würden. Entweder waren sie nicht hungrig oder sie erwarteten reichliche Bewirtung an ihrem Bestimmungsort. Sie fuhren fort, uns auf das Unversämteste anzuschauen.

„Bring schnell den Wagen in Ordnung“, flüsternte Osa, „ich werde sie im Auge behalten.“

Es war das einzige, was wir machen konnten.

Während ich die Eingeweide unserer Maschine untersuchte, konnte ich mich jedoch nicht enthalten, ab und zu verstohlen einen besorgten Blick auf die Löwen zu werfen. Sie waren nicht einen Zentimeter vom Plage gewichen. Sie benahmen sich genau wie zwei vertwegene Strolche, die darauf warteten, daß der Streit anfing.

Schließlich fand ich die Störung. Der Auspuststopf war locker geworden und stand im Begriff abzufallen. Jedemal, wenn wir ein Hindernis überfahren hatten, war er hoch gesprungen und hatte an den Boden des Wagens gedonnert.

Im Pandumdrehen band ich ihn mit Draht am Rahmen fest und sprang zu Osa in den Wagen.

„Wir wollen umkehren“, sagte ich, womit sie von Herzen einverstanden war. Als wir abfuhren, ließ einer der Löwen uns ein paar Schritt nach und schlug mit dem langen Schwanz; es war wie eine herausfordernde Geste, damit wir den Mangel an Feindseligkeit nicht mißverstehen sollten.

Als wir das Lager erreichten, hatten die Träger schon mehrere Zelte aufgebaut und schleppten Holz für die nächtlichen Feuer gegen raublästern Tiere herbei. Ich nahm Pulari beiseite.

„Wir wollen hierbleiben“, sagte ich. „Die Stelle scheint ebenso geeignet wie jede andere.“

„Und Löwen gibt es überall“, warf Osa ein.

„Es ist Simbas Land“, antwortete Pulari mit Betonung.

Ein freier Spanier.

Von E. P. Hiesgen.

In hellen Rechtecken und Quadraten liegen die Felsler gegen die dunklen Gebirgswände der Pyrenäen.

Die Schatten der Kastanienbäume zeigen talwärts und die weinrote Sonne umrandet mit verblühenden Glutstreifen die Gebirgsspfade.

Die Stille der Abendstunde beunruhigt das sicherrnde Auge und alle Sinne flüchten hin zum Ohr, das lausend in den Abend lauscht.

Plötzlich ertönt wie von Tamburinen Musik, schwillt wiebeind an und bricht mit hellem Lärm in das nachgeordnete Schweigen.

Hundertfaches Schellengeläute erklingt und im Steigern des verwirrenden Spiels nähert sich in der Wegebiegung eine Karawane von Maultieren.

Hell und klar öffnet der Mond seinen Kreis.
In messingbeschlagenen Landlebergeschirren, das Riemenzug
mit grün-rot-blauem Samt bepalpelt, traben die Tiere den steilen
Gebirgspfad hinab.

Sie traben neckisch wie dressierte Zirkustiere im rechtwinklig
gehobenen Schritt.

Das Felsgeröll hat die Tiere flug gemacht und ein Eis stößt
sich nicht zweimal an einen Stein.

In ihrer Bewegung spielen Wildheit, Freiheit und Stolz.
Bei aller Gewohnheit an den Menschen ist in den Tieren
die ungebrochene Kraft der Berge lebendig geblieben.

In sicheren Abständen gehen die Treiber nebenher im
gleichen talwärts tänzelnden Schritt. Das gleiche Musikspiel
gibt Männern und Tieren ein Vertrautsein.

Hoch oben in der Wildnis des Hochwaldes schlagen die Männer
seltenes Edelholz für die Drechsler in den Gebirgsdörfern.

Allwöchentlich tragen die vierbeinigen Gefährten die schweren
Klaster unbeschadet zu Tal.

Zwei heiße Steine sind den wetterharten Männern in den
Wäldern Herd und Tisch.

In Jahrtausend alten Höhlen, an deren Wänden sich uralte
Zeichnungen finden, schlachten sie mit den Tieren vor dem Un-
wetter und vor dem Wintersturm.

Juan, ein stolzer Basko, ist der Anführer der wilden Gefellen.
Er hat vor einigen Jahren seinem Lande den Rücken gekehrt,
weil er nicht als Hyänenfutter in Marollos für einen Primo sterben
wollte. Die Kunde von der Befreiung des Landes hat man ihm
überbracht und nun treibt er zum ersten Male wieder seine Maul-
tiere nicht mehr nordwärts in die französischen Dörfer, sondern
südwärts seinem freien Spanien zu.

Die harten Hufe der Maultiere klappern eilig über den stei-
nigen Talweg zur Seite eines brausenden Baches.

Zur Reut des Schellengeläutes schwenken die Treiber ihre
gewinkelten Arme und springen neben den flinken Tieren
den schmalen Steig talwärts.

Hinter Felsen, die wie Kulissen eine Häuserreihe verdecken,
öffnet sich eine Straße.

Das Schellengeläut vertausendfacht seine Melodie zum
ohrbetäubenden Lärm.

Am Brunnenschlag halten die Tiere von selbst. Sie gehen
mit ihren Leuten altbekannte Wege.

Schnaufend und prustend saufen und drängen sich die Tiere
um das runde Brunnendecken.

Die Lasten fallen gelöst von den Rücken der Tiere und Futter-
truppen poltern über den Platz.

Aus allen Ecken fließt wie helle Sternensaat der Hafer
um schäumende Mäuler.

In der Schenke wechseln die Abholer mit klingender Münze
die Hölzer ein.

Jauchzendes Wiedersehen umdrängt die dampfenden Tische.
Mädchen flunkern die lärmenden Wände und geben mit
ausgelassener Freude, Scherze und Spässe zurück.

Heute schenken sie das Beste des Landes aus vollen Krügen
ein und vergießen nicht einen Tropfen des blutflüssigen Weins.

Mitten unter der Kreuzwölbung ist Juans alter Platz.
Dürstig saßt er sein Glas und trinkt im Fingerspiel der Häufte.

Greift er das Brot, brechen die Häufte wie Zangen den Laib
mitten entzwei.

Im Bernalmen der kräftigen Kanten und im Hinunterwürgen
der Bissen zeigt sein Gesicht Gebärden, die jedem eine Drohung
sind, der ihm eine Krume mißgönnt.

Ist kein Hunger gestillt, springt er auf den Tisch und singt
alte, baskische Freiheitlieder, die er ein halbes Jahrzehnt in den
finsternen Gefängnissen Barcelonas und Figueras sang.

Er zahlt Speise und Trank für den ganzen Tisch.
Wozu ist Geld anders da, als den Hunger und den Durst
aller Gleichgesinnten zu stillen? —

Montags, in aller Frühe schrien die Tiere in den Ställen
und gaben nicht Ruhe, bis sie das Eisen zwischen den Zähnen
spürten und bis Stall und Schenke tief unten im Tale versanken.

Dann kramte Juan seine Taschen um und klopfte jedes
Stäubchen aus dem Futter seiner Taschen.

Erwischte er noch eine Münze oder Banknote, oder sogar
ihrer mehrere, schleuderte er sie im Wogen über das Steingeröll
in den gähnenden Abgrund.

Lachend schlug er seinem Tiere die Schenkel, daß es wie ein
Handschlag von der Felswand schallte.

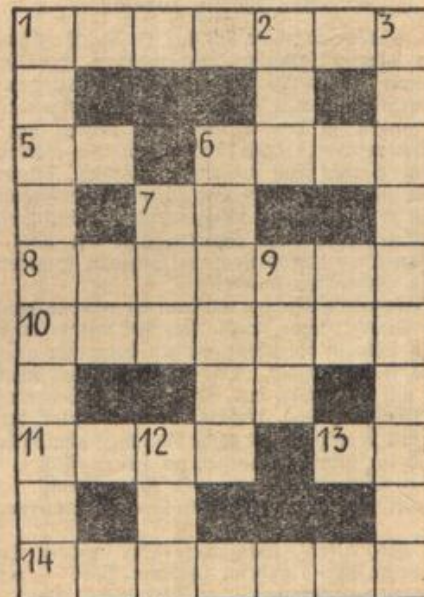
Sein Sprechen war eine Unterhaltung mit dem Tier.
„Freiheit ist Kraft, sonst nichts!“

Die Hand auf den Rücken des Tieres gelegt und den Körper
eng an das Tier gelehnt, schritt er bergan.

Sein Schritt und der Hufschlag des Tieres wurden zu einem
Rhythmus und er sang dazu seine alten, baskischen Lieder.

Der Gesang und die Schritte tönten, als wäre die Schwer-
kraft der felsigen Erde und die Zugkraft von Tier ein zusammen-
hängender, einander Klang

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Dichterros. 5. Französischer Artikel.
6. Alpenwirtschaft. 8. Wort für Schande. 10. Frühlings-
blume. 11. Gebildete Frau. 13. Lateinisch: zu. 14. Hunde-
rasse. — Senkrecht: 1. Holzart. 2. Französischer Schrift-
steller. 3. Erfinder des Steinbruchs. 6. Verständigungs-
mittel. 7. Lebensbund. 9. Menschen von tiefster Gesinnungs-
art. 12. Altheutsches Getränk.

Auflösung des Spiralkreuzworträtsels in Nr. 115:
Waagerecht: 1. Ab. 3. Zoo. 4. Rode. 6. Tramp. 7. Afrika.
9. Phantom. 10. Sansibar. 12. Las Palmas. — Senkrecht:
2. Ob. 3. Zar. 5. Pola. 6. Tosca. 8. Manilla. 9. Perseus.
11. Sprinter. 12. Lotterie.

Sprichwörter aus dem Malaiischen Archipel.

Gesammelt von Felix v. Revel.

Aus dem Rachen eines Alligators befreit in des Tigers
Zähne fallen! („Vom Regen in die Traufe kommen.“)

Wenn die Dschunke scheitert, hält der Hai seine Mittags-
mahlzeit! (Aus Borneo und Celebes.)

Alle Wege führen nach Haus! (Kommt auch in Ost-
afrika vor.)

Das Fischnetz schilt den Korb grob geklochten. (Aus
Java.)

Wozu stolziert der Pfau im Dschungel? (Bali und
Lombok.)

Kann sich die Erde in Korn verwandeln? (Sumatra.)

Eine Ente mit Sporen. (Von einem Feigling.)

Sie sitzt wie eine Kake und spricht wie ein Tiger!
(Von einer türkischen Person.)

Die Schildkröte legt Moraden von Eiern und niemand
weiß es; die Henne legt nur eines und sagt es der ganzen
Welt! (Gemeint sind die Schwäher. Kommt auch auf
Madagaskar und den Inseln des Stillen Ozeans vor.)

Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres be-
wohnt, geht früher oder später ins Netz! (Batalistisches
Sprichwort. Beweis für die Verbreitung des Islam auf
den Malaiischen Inseln.)

Aus sind die Geschichten!